

„Der Lauslepp“.

Ein Bild aus den bayerischen Bergen von Ottomar Rober.

„Gelobt sei Jesu Christ!“
„In Ewigkeit!“
„Hör! halt bitten, daß S' mir die Beicht' abnehmen thät, Hochwürden.“

Der Beichtende mußte nicht viele, doch schwere Sünden anvertrauen haben, denn sein „Bekenntnis“ hielt nur wenige Worte, während die „Ermaunung“, die mit einem kräftigen „Ich wider!“ eingeleitet worden, schier nicht enden wollte.

Endlich klang das „absolvo te“ durch die kleine Kirche, und der befreite Sünder wandte nach dem üblichen Handluffe zum Hochaltar, bog die unendlich langen Beine, faltete die knöchigen Hände, und leierte halbblaut die Gebete ab, die ihn von drückender Schuld befreien sollten.

Der Mann schien Übung in diesem Geschäft zu haben, denn die Worte flossen leicht von seinen Lippen, wie schon oft Gehörtes. Verständnißlos blickte dabei seine großen, blauen Augen auf dem Myronenbilde, das den Hochaltar schmückte.

Jetzt stand er auf, puzte sorgfältig seine zerrissene Hose an den Knien ab, und trat, nach einem tiefen Knize an der Kirchthür, ins Freie. Dort hatte er seine „Krainen“ stehen lassen. Sie barg sein Hab und Gut. Darum wählte er in den Hödern und Lumpen, mit denen sie bis oben auf gefüllt war, um nachzugehen, ob kein Fremder sein unbewacht gebliebenes Eigentum durch einen kühnen Griff vermindert hatte. Als er von der Wichtigkeit seiner Befürchtung überzeugt war, schlang er den Rock auf den Rücken, und schritt schlotternden Ganges den im Thale liegenden Dorfhausern zu. Wenn er begegnete, grüßte er durch das Abziehen seines Hutcs, und mit einem: „Gloht sei Jesu Christ!“, selbst die Schuldkinder, die bei seinem Anblicke laut schrien, ihm nachliefen, ihn neckten, und mit kleinen Steinchen nach ihm warfen. Darüber wurde er ärgerlich. Dann drehte er sich von rechts nach links und schaute nach den Mädchen und Knaben, die ihn umsprangen, wie ein Uhu auf dem Ständer nach dem ihn umkreisenden Lustgefinde schlägt und pflaucht. Selten gelang es ihm, Eines oder das Andere zu greifen. Einem solchen erfolgreichen Angriffe folgte ein jämmerliches Geschrei des Gefangenen, dem seine Genossen im Chöre sekundierten. Die nun folgende Exekution an dem Gefangenen fiel gewöhnlich allmählich genug aus, wenn nicht das Wort „Lauslepp“ gefallen war. Ja, „Lauslepp!“ Dies ein Wort konnte den anscheinend blödsinnigen in höchste Wuth versetzen. Da wurde das sonst so braune Gesicht freibleich, und zähneklappend schlug er mit Händen und Füßen um sich. Dieses Schimpfwort ärgerte ihn aber gerade darum so sehr, weil es wirklich berechtigt war. Denn er ließ „Sepp“ und in den Hödern und Lumpen, mit denen sein Tragkorb gefüllt war, wimmelte es von diesen argen qualenden Thieren. Und, merkwürdig, er bogte und pflegte diese unheimlichen Einsiedler wie Einer, der um das Wohl seiner Milchherde besorgt ist. Keinem Menschen gestattete er je, die unreinen Lumpen zu berühren, und sorgfältig achtete er darauf, daß keiner seiner Schützlinge zur Erde fiel und in Verlust gerieth. Diese, seine merkwürdige Eigenschaft war überall, sogar in der, mehrere Werststunden entfernten Kreistadt, in welche er von Zeit zu Zeit kam, um Waldfräuter und Schwämme zum Verkaufe anzubieten, so gut, wie seine Person selbst bekannt. Den „Lauslepp“ kannte Jeder und Jede.

Als er heute in die niedrige Stube des kleinen Dorfwirthehauses trat, nachdem er seinen Tragkorb wie gewöhnlich auf die Holzbank vor die Thüre gestellt hatte, um sich ein Glas „Saubertzen“, ein aus schlechtem Spiritus mit Wasser gemischtes Getränk, reichen zu lassen, sah unter dem Traufzige, in der Ecke, der neue Fortschadpunkt Wirtisch. Der Grünrod behnte seine langen Glieder, nach dem Dienstgange, behaglich auf der Bank, hatte vor sich ein Glas guten Bieres stehen, und paffte mit sichtlicher Lust die blauen Wolkchen, die er aus seiner schon geschmittenen Stummelpfeife jag, in die Luft, während seine Beine auf dem Rücken eines prächtigen, deutschen Hühnerbundes lagen, der blinzelnd unter dem Eichenische lag. Wirtisch war einer der Bienen, die mit einem gewissen Anek in den Dienst treten, weil sie das Glück hatten, die „höhere“ mit Auszeichnung bestanden zu haben, und das darum glauben, die Weisheit lössweise genossen, und das Recht zu haben, alle anderen Menschen von oben herab behandeln zu dürfen. Den „Lauslepp“ kannte er, trotz seiner erst dreitägigen Aufenthalt, gar wohl.

Ein scharf kundschafter Blick aus den sonst so blödsinnigen, blauen Augen des Lauslepp schloß verstoßen nach dem Grünrod, glitt über dessen ganze Gestalt, und fuhr in die Dielen der Stube. Dann trat er grinsend, in der Weise schwachsinziger Menschen, an den Tisch, an dem der Fortschadpunkt saß.

„Gloht sei...“
„Gloht!“ Und der Wirtmann zwangte die Pfeifenpfeife in den rechten Mundwinkel, um so das Lachen, das dort lag, nicht zu verdrängen.

„Mit Verlaub!“ Und Sepp setzte sich. Dann legte er das Glas Hils, das ihm als Gut diente, auf dem jedoch ein ungeheurer Dampfart steckte, neben sich auf die Bank, wischte sich mit dem Rücken der rechten Hand die spärlichen Haare aus der Stirne, und glogte aus blöden Augen nach seinem Gegenüber.

„Na! Schon weit gewesen, Sepp?“ — begann Wirtisch in höflichem Tone.

Sepp grinste und nickte heftig mit dem dicken Haupte. „Wohl!“

„Wohl! War schon drunter im brennenden Moos!“

„Wohl! Jetzt aufhören müssen mit dem Herumschlagen im Jagemoos. Rulb's nimmer. Bin doch'rauf schier wie der Teufel.“

„Wohl, wohl! Hast Recht, Jaga! Dö versluachten Duarm, wo d's Widdabere!“

„Koa Angst nüt. Kommt mer Roamer nüt aus.“

„Wohl, wohl! Glaub's.“

„Kannst wohl die Duarm, die gern jogern gehn?“

„Wohl, wohl!“ antwortete dieser grinsend.

„Kannst mer's nennen?“ begann nun Wirtisch, aufmerksam werdend, und beugte sich voll Erwartung weit über den Tisch.

Sepp's Gesicht glück einer Frage, als er sagte: „Ja! Jaga, darf s' halt nüt verrath'n d's Duarm. Thaten mi' junkten hauen. Aber“ — und er beugte sich nahe an das Ohr des gespannt horchenden Jägers, — „den ärgsten von Allen will i' dir gern nennen.“

„Wer is' s'?“
„Der bin i', Jaga!“ Und Sepp kicherte boshaft und machte das dümmste Gesicht von der Welt.

„Meinst, weißt glei' einen ganzen Thiergarten, in deinem Budekors herumtragt?“ entgegnete der Jägerbüsche ärgerlich, als er merkte, daß sich Sepp einen Spaß mit ihm zu machen erlaubte.

„Hi, hi! Wird wohl schon sein, wie's d' sagst!“ kicherte Sepp. „Wird si' nix jahlen!“

„Sib nur abacht, daß d' loan' von deinen weissen Hirschen verlierst!“

„Soan allesamt zählt, Jaga!“

Wirtisch, nun wirklich böse geworden, stand auf, piffte seinem Haupte und verließ nach kurzem Gruß die Stube.

Sepp kicherte wieder und sah ihm nach. Einige Zeit darauf erhob auch er sich. Die „Krainen“ auf dem Rücken schlotterte er die Dorfstraße hinab. An dem Feldrain, auf dem man in den Wald gelangt, blieb er stehen, sah sich rings um, und verschwand bald darauf unter den schattigen Kronen der Waldbäume.

Wer dem Sepp dahin gefolgt wäre, hätte sich gewiß über die plötzliche Veränderung in seinem Wesen höchlich verwundert. Der blödsinnige Ausdruck seines Gesichtes war verschwunden, der trumme Rücken war lergengerade geworden, und als er nun, vorsichtig durch den Wald spähend, die steile Höhe des Waldberges zu gewinnen trachtete, hatte sein Gang alle Unsicherheit verloren. Lautlos schritt er dahin, sorgsam jedem, am Boden liegenden dünnen Astchen ausweichend. In einem Dickicht blieb er stehen, horchte eine Weile gespannt und stellte seinen Tragkorb auf den Moosboden. Dann entnahm er langsam eine Menge dünner, biegsamer Drähte, mit denen er hinter den dunklen Bäumen des schon nächtigen Waldes verschwand.

Der lieben Himmelskugel leuchtende Strahlen vergoldeten erst der höchsten Waldbäume Wipfel, als Sepp in seiner gewohnten schlotternden Gangweise den Bergweg hinab zu Thale ging. Am Rücken seine geliebte „Krainen“, auf der unterschiedliche Waldfräuter lagen, in der Hand einige Pilze, wollte er eben aus dem Walde ins freie Feld treten, als er plötzlich und unerwartet dem Fortschadpunkt gegenüberstand. Scheinbar tief betroffen rief Sepp den Hils von seinem Haupte, und stotterte in seiner blödsinnigen Weise, während er sich fast bis zur Erde neigte, ein „Gloht sei Jesu Christ!“

„Der Teufel soll dich holen!“ lautete der freundliche Gegenruf.

„Wohl, wohl!“ stotterte Sepp.

„Was hast du schon wieder in aller Früh im Wald zu suchen?“ donnerte Wirtisch.

„Kraut hat's heute Nacht, und da loan die Schwammer lch' herauf.“ Jaga!

„I' hab' der lch' g'logt: Das Herumschlagen im Weier lch' von nun an ganz und gar auf! Verstanden?“

„Wohl, wohl!“

„Was hast d' denn da im Budekors?“

„Wird, Jaga!“

Wirtisch lachte. „Na! Da tragt du ja schwer, Sepp!“ sagte der Fortschadpunkt mit Beziehung auf den bekannten Inhalt des Korbes.

Sepp machte sein blödes Gesicht und erwiderte: „Wohl, wohl! Jaga! s' wird schon so sein, wie's d' sagst. Soan jwoa starke Stud b'runter.“

Lachend schritt der junge Waldmann in den Wald.

Sepp sah dem Fortschadenden lange Zeit nach, lachte still vor sich hin, und torkelte darauf dem Dorfe und seinem Häuschen an dessen Ende zu.

Eine Stunde später steht Sepp in der Sakristei der Dorfkirche, küßt dem Pfarrer die Hand und sagt in demüthigstem Tone: „Nüt halt bitten, daß S' mer die Beicht' abnehmen thäten, Hochwürden!“

Litteratur.

„Im Licht ist Kraft und Leben“ oder „Das elektr. Licht und seine Heilwirkung“. Von Dr. Kolleg (0.25) Verlag von Edmund Demme, Leipzig. Seitdem das elektrische Licht als Heilfaktor benutzt wird, sind die Erfolge groß gewesen und täglich finden dieselben mehr Würdigung. Vorliegende billige Schrift ist geeignet, das Verständnis für diesen neuesten Heilfaktor in die weitesten Kreise zu tragen. Dieselbe sei allen Interessenten warm empfohlen.

„Des Vaters Liebe. Roman von Minde Tac, Preis A. 3. Verlag von Gieseler Schmidt in Zürich. — Die Geschichte der Liebe eines jungen Vaters, der infolge seiner Erziehung etwas schüchtern ist, der aber stark zu sein lernt von dem Weib, das er liebt, dessen Kraft im Kampf für seine Liebe wächst, und der durch Kampf und Sieg geläutert und gefestigt, endlich sein glückliches Heim in fernem Lande gründet.

„Kapital“ von Gehrste, Preis A. 1 — Verlag von Gieseler Schmidt in Zürich. — Diese Broschüre bringt die Lösung von zwei wichtigen Fragen aus den Grundfragen der Ökonomie. Sie klärt den viel umstrittenen Begriff „Kapital“ und verleiht dem oft als ungerecht verhassten Hinz ein neues ethisches Lebensrecht. Daran anschließend zeigt dieselbe in oft temperamentsvollem Styl auf die Ursache der sozialen Uebelstände, wie sie in dem bisherigen Stadium der Wissenschaft nie beleuchtet gewesen.

Jeder sein eigener Krankerarzt. Anleitung für jede Krankheit einen passenden heilkräftigen Thee zu machen. Von Dr. med. Poczajowski (10.—20. Tausend) 0.25 A. Verlag von Edmund Demme Leipzig. Das Büchlein ist so recht ein billiger Rathgeber für jede Familie, es dürfte von jeder Hausfrau mit Freude begrüßt werden.

Das Wochenbett. Verhalten vor, in und nach demselben, ärztliche Rathschläge zur Erzielung eines leichten Wochenbetts. Anleitung über Pflege der Kinder ufm. Von Dr. med. Proger (1.80). Verlag von Edmund Demme Leipzig. Das Buch wird in der Hand jeder Mutter Segen stiften; denn gerade auf diesem Gebiete ist Belehrung sehr notwendig.

„Reise mit — Boerl!“ ist das neueste Imperativ, mit dem man sich scherzend von Verwandten, Freunden und Bekannten auf dem Bahnhof verabschiedet. Vor uns liegt der Boerl'sche Führer „Zahntal und Weierthal“ (Leipzig, Boerl's Reisebuchverlag, Preis 1 A.), der sich, mit Plan- und Kartenbeilagen reich ausgestattet, jedem Benutzer als unentbehrlicher Begleiter erweisen dürfte. Vollständige Verzeichnisse der Boerl'schen Führer sendet der Verlag in Leipzig an jedermann gratis und franko.



Strakammer-Sitzung vom 21. Juli 1904.

Ein groß-Diebstahl.

Der Kaufmann Johann Kehler, welcher vier Jahre in einem hiesigen Gummiwaarengeschäft thätig war, plante zu Anfang dieses Jahres sich selbst zu etablieren, mietete sich Lagerräume und schaffte in diese zunächst ein größeres Quantum von Waaren (für mehr als A. 1000) welche er seinem Principal nach und nach entwendet hatte. Endlich kam man dahinter und confiscirte die Lagerbestände. — Der Dieb wurde zu 9 Monaten Gefängnis verurtheilt.

Zeil 3046. Photographie C. H. Schiffer, Launstr. 4.



Der
Große Sommer-Ausverkauf
bei
Guggenheim & Marx
in
Wiesbaden
hat begonnen und dauert bis zum
30. Juli, abends.
Wir haben die Preise auf sämtliche Artikel ganz
bedeutend herabgesetzt und geben außerdem noch
Heute Samstag
und
Morgen Sonntag
bei jedem Einkauf
von 5 Mark an
1 Meter guten Schürzenstoff
gratis.

Ausverkauf in wollenen Kleiderstoffen,
per Meter von 45 Pfg. an.
Ausverkauf in schwarzen Kleiderstoffen,
per Meter von 60 Pfg. an.
Ausverkauf in crème und weissen
Kleiderstoffen, Alpaca, Che-
viot, Woile, Cachemir, per Meter
von 80 Pfg. an.
Ausverkauf von **Wald-Kleider-Stoffen**,
Catiné, Kattune, Battiste, Mays-Biqué,
weiß und farbig, Rephré, Vollmousseline,
Zeinen etc., per Meter von 33 Pfg. an.
Ausverkauf in **Haus-Kleider-Stoffen**,
Gedruckt, Siamosen, Zeinen, Planelle,
Rhenania etc., nur prim, waschechte
Stoffe, per Meter von 38 Pfg. an.
Ausverkauf in **Barchent, Bettzeug, Bett-**
federn, Strohfäden
enorm billig.
Ausverkauf in **Blousen.**
Ausverkauf in **Kostüm-Röcken.**
Ausverkauf in **Unter-Röcken.**
Ausverkauf in **Herren-Anzügen.**
Saison-Ausverkauf in
Knaben-Wald-Anzügen
und
Knaben-Wald-Blousen.
Ausverkauf in **Schürzen.**
Saison-Ausverkauf in **Gardinen, Rou-**
leauxstoffen, Tisch-
decken etc.
Vorteilhafteste Kaufgelegenheit während
des ganzen Jahres bei
Guggenheim & Marx,
am Schloßplatz.

Haben Sie Reparaturen an Uhren, Goldwaaren und optischen Artikeln, so gehen Sie zu J. Werner, Marktstrasse 6. Dort wird Ihre Uhr nicht allein unter Garantie Ihrem Wunsche entsprechend in Ordnung gebracht, Sie finden dort auch reiche Auswahl in allen möglichen Gelegenheits-Geschenken. J. Werner, Marktstrasse 6. Bitte genau auf die Firma zu achten!



Feierstunden

* Tägliche Unterhaltungsbeilage des „Wiesbadener General-Anzeiger“. *

Nr. 170.

Samstag, den 23. Juli 1904.

19. Jahrgang.

Nachdruck verboten.

»Dummer Bub!«

Skizzen aus einem Frauenleben von Franz Kurz-Elsheim.

I.

„Max!“

„Um?“

„Schläfst du?“

„Nein.“

„Du hast aber doch die Augen zu.“

„Dabei kann man so schön vor sich hindusehen.“

Und Max athmete bequem und wohligh auf, ohne die Augenlider zu öffnen. Die Anne hatte er unter dem Kopfe verstränkt. So lag er lang ausgestreckt im Grase unter dem Schatten der Weidenbäume, die den kleinen Wiesenbach umsäumten, dessen Wasser von der glühenden Augustsonne fast aufgezehrt war. Da, das that wirklich gut, sich nach dem tollen Jagen über die Flur so auszureden und zu faulenzeln und nichts denken zu müssen.

Und sie hatten sich tüchtig gejaßt. Max, der forsche Quartaner, der die Ferien auf dem Gute seines Onkels zubrachte, der ihn, den früh elternlosen, auferzog, und Margreth, die Freundin seiner Cousine Marie. Donnerwetter, war das ein Mädel mit seinen 14 Jahren. Ein Bockfisch zwar noch, aber zum Anbeißen, Mariens Pensionatsfreundin, das einzige Töchterchen einer verarmten Baronin, die herzlich froh war, daß ihr Kind die Ferien auf dem Besitzthum des Vaters ihrer Freundin verleben durfte. Augen hatte Margreth, drollig und led zugleich. Und auch das vorwichtige Stumpfnäschen zeugte von ihrem frischen Temperament. Hat man doch Nasen, die sofort den Charakter ihres Trägers erkennen lassen. Durch die weiten Wiesen waren sie getollt, um sich zu haschen, eins das andere. Marie hatte zuerst das Spiel aufgeben. Denn sie war etwas bequem, besonders wenn es so heiß war wie heute. So hatte sie sich langsam wieder zurückgemacht, zum Garten und sich in die Laube gesetzt, um den angefangenen Roman der Geschwister auszulesen. Die beiden anderen indeffen rannten scherzend und lachend weiter, bis sie am Bach standen. Da warf sich auch Max ins Gras.

„So nun thue ich nicht mehr mit.“ Und da mußte sich auch wohl Margreth hinsetzen. That's und strich sich die widerspenstigen Haare aus der erhitzten Stirne.

Aber das Ausruhen war auf die Dauer langweilig. Der Max regte sich gar nicht. Zwar er schläft nicht, hat er gesagt, so dachte sie. Dann soll er wenigstens etwas reden, soll ihr etwas erzählen. Max wollte nur nicht. Ein andermal, jetzt nicht. Das wäre doch gerade wundervoll, so ein wenig zu faulenzeln. Und wieder athmete er tief und wohligh auf.

Margreth betrachtete den hübschen Jungen, sah die rothen Rippen und wurde auf einmal von dem schier unwiderstehlichen Verlangen befallen, ihn zu küssen.

Küssen! Ach, welche Vorstellung sie sich davon machte. Gerade deshalb. Allerdings ist der Junge zwei Jahre jünger wie sie. Doch das verschlägt ja nichts.

„Du Max —“

„Um?“

Das klang diesmal jedoch schon so, daß man merken konnte, der Sprecher drohe wirklich einzuschlafen.

Die Gelegenheit ist also günstig. Margreth rückt ihm näher und näher. Schon hat sie ihr Gesicht über das seine geneigt. Schon küßt er ihren heißen Athem und ihre Augen zwingen seine

Lider geradezu, sich zu öffnen. Ganz erstaunt blickt er sie nun an. „Was willst du, Margreth?“

Da lacht sie übermüthig. „Küssen möcht ich dich mal.“

Das aber empört seinen Knabenstolz. Wie, er, der 12jährige Quartaner ist doch kein Kind mehr, daß sich von jedem abschmecken lassen muß. „Jawohl, untersteh' dich“, mahnt er daher und richtet sich auf. „Ich haue.“

„Was du sagst.“

„Jawohl, das thue ich. Ich lasse mich nicht küssen.“

„Nun gerade.“

Und da packt sie ihn. Er wehrt sich. Nur ist sie stärker. Und nun hat das wilde Ding ihn niedergezwungen und küßt ihn lachend, einmal, noch einmal und wieder einmal und jubelt dabei zwischen im Vollgefühl ihres Sieges: „Ach du dummer Bub' du, du dummer Bub' du.“

Doch als sie ihn endlich losgibt, da sieht sie, daß er Thränen in den Augen hat. Thränen vor Wuth darüber, daß ihn, den „Mann“ ein Mädchen bezwungen.

Dummer Bub!

II.

Einige Jahre später.

Max hatte Margreth seit jener Ferienzeit nicht wiedergesehen. Hatte auch wohl kaum mehr an sie gedacht. Und ebensov wenig an die Kuiperiode. Jetzt war er ein stattlicher Einjähriger, stramm und schneidig, an dem eigentlich ein Leutnant verloren ging. So meinte wenigstens sein Onkel. In'sgeheim allerdings freute sich der Onkel doch, daß Max Landwirth werden wollte. Und wenn der Junge schlau ist, so kalkulierte er weiter, so verliebt er sich in meine Marie und sucht auch deren Herz zu gewinnen und heirathet sie. Dann übernimmt er das Gut. Was will er mehr?

Vielleicht wär' es auch so gekommen, wenn Max die Einladung zu einer Festlichkeit bei der Familie eines Kameraden ausgeschlagen hätte. Aber er nahm an, ging hin und sah sich auf einmal Margreth gegenüber.

Miß er da die Augen auf.

Denn sie war das geworden, was sie versprochen. Eine Schönheit. Das behaupteten nicht nur die Herren, sondern auch die Damen. Und das will etwas heißen.

Sie erkannten sich. Die Erinnerungen wurden wieder lebendig an jene Ferientage. Sie tangten miteinander, so oft, daß es auffallen mußte. Max war berauscht von dem Zauber dieses Mädchens, dessen raffiniert gearbeitete Toilette ihre Schönheit erst recht hob. Und ihr schien es zu gefallen, mit den Herren der Schöpfung zu spielen. . .

„Darf ich mich morgen nach Ihrem Befinden erkundigen?“

„Gewiß dürfen Sie.“

So ging er hin zu ihr. Sie empfing ihn allein. Ihre Mutter müsse er entschuldigen, lachte sie, die sei unpäßlich.

Hoffentlich doch nichts ernstes.

Hoffentlich nicht. Aber schließlich die Frau ist nicht mehr die Jüngste.

Dann setzte man sich. Und wieder stand er, wie schon gestern, in dem seltsamen Damm dieses Weibes, dieses verückenden Geschöpfes, das jäh sein gesamtes Denken und Empfinden mit Beschlag belegt. Gibt es eine Liebe auf den ersten Blick? Max hatte es in seinem Jugendübermuth immer geleugnet. Heute hätte er es nicht mehr bestritten.

Und sie glauberten, das und jenes, und das Blut des Einfältigen kam immer mehr in Wallung. Und liebsten wäre er aufgesprungen und hätte sie in seine Arme geschlossen, hätte ihre schwellenden Lippen geküßt und sie gefragt: Margreth, liebst du mich?

Doch nein, sie würde ihn für toll halten. Daß sie genau wußte, was in ihm vorging, daß sie es mit dem Scharfblick des toletten Weibes errieth, daß der Macht seiner Reize voll bewußt ist, das ahnte er nicht. Und ebenso wenig, daß sie es ruhig auf den Kuss hätte aufkommen lassen. Denn Max war ein hübscher Kerl, alle Achtung. Und jedenfalls erbt er doch das Gut seines Onkels.

Du, wenn sie ihm ein wenig Chancen machte!

Aber je zutraulicher sie sich gibt, ganz als wären sie noch die Kinder von damals, um so unbegreiflicher wird es ihm. Zweifel noch mal, Max. Disziplin gehalten. Nur die Zügel fest angezogen, damit dein Temperament nicht durchgeht. Du kannst ihr doch nicht um den Hals fallen. Das wäre doch noch schöner.

Erst in der frischen Luft kommt er wieder zu sich.

Margreth hingegen ist wüthend. Gar zu gerne hätte sie die Geschichte zum Klappen gebracht, wie sie sich selbst ausdrückt, hätte sie ihn zu ihrem willenlosen Werkzeug erniedrigt. Und er schnappt noch im letzten Augenblick ab, weil er keine Courage hat.

Und zornig stampfte sie mit dem kleinen Fuße auf und denkt: „Dummer Bub! du, dummer Bub!“

III.

Und dann hatte sich Max mit seinem Onkel entzweit. Thretwegen.

„Daß du mir meinen Herzenswunsch zu nichte machst“, hatte der Onkel gesagt, „der darin bestand, dich und Marie als ein Paar zu sehen, das hat nichts auf sich. Denn dem Herzen kann man nicht kommandiren. Aber daß du dich mit jener Margreth verloben willst, dazu gebe ich nie meine Einwilligung. Sie ist keine Frau für dich. Das mal zunächst. Und wenn du weniger verlobt und mehr vernünftig wirst und Augen und Ohren offen hieldest, dann wüßtest du, was man über sie redet und wie man über sie denkt.“

„Klatsch und Tratsch“, weiter nichts.“

„Ja, damit glaubst du fertig zu sein, nicht? Aber warte nur ab. Denkst du denn, die mit ihren Ansprüchen würde dich armen Schluider heirathen? Ein Zeitvertreib magst du sein, denn ein stattlicher Kerl bist du, aber heirathen? Nein, mein Junge...“

So gab ein Wort das andere, bis sie im Unfrieden auseinandergingen.

„Aus dem Alten spricht nur der Aerger“, monologisirte Max. „Ich bin meiner Margreth sicher.“ Und er dachte an die schönen Abendstunden, die sie miteinander verlebte, dachte daran, wie sie, als er sie doch endlich gefragt, ob sie ihm nicht ein wenig gut sein könne, den Kopf erröthend geneigt hatte und wie sie dann seine glühenden Küsse erwiderte. „Dem Alten wollen wir schon zeigen, daß er sich gründlich geirrt.“

Aber Margareth war seltsam kühl, als er ihr von dem Bruch mit dem Onkel erzählte. „Was willst du denn jetzt beginnen?“ meinte sie. Er redete sich in stolzer Zurechtweisung. „Arbeiten. Ich habe etwas gelernt. Ich soll wohl bald eine Gutsverwalterstelle erhalten, die uns beide nützt. Und dann wirst du mein süßes herziges Weibchen.“

Da theilte sie ihm eines Tages mit, daß sie sich mit dem reichen Bankier Blumenreich verlobt habe. —

Max glaubte nicht recht gehört zu haben.

„Sowohl, es ist so“, gab sie ganz ruhig zu. „Der Mann bietet mir eine Existenz, wie du sie mir zu schaffen nie in der Lage wirst. Und ich kann nicht entbehren. Uebrigens brauchst du nicht traurig zu sein. Du besuchst mich nach wie vor, wenn du willst. Denn ich liebe dich doch, wenn ich auch den anderen heirathe.“

Und als sie sich zu ihm niederbengte und ihn ansah, da verstand er sie. Aber er schüttelte sie voll Abscheu ab.

„Denkst wohl, mich auch zum Schurken machen zu können?“

„Ich weiß nicht, was du willst“, lachte sie nur fest und warf sich in die Brust. „Hundert andere machens so. Die Hauptsache ist Schweigen.“

Max aber ging nach Hause und schoß sich aus Jammer und Verzweiflung über den Trennbruch eine Angel in den Kopf...

Als Margreth in der Zeitung las, daß sich Max aus unbekannten Motiven das Leben genommen, da suchte sie doch zu kommen vor Schreck. Aber gleich hatte sie sich auch wieder gefaßt und dachte:

„So was. Muß er denn alles so tragisch nehmen? Der dumme Bub!“

Und dann meinte sie: „Schade, daß man nicht weiß, daß er sich meinetwegen erschossen. So was gäbe mir ein brillantes Relief.“

Nachdruck verboten.

Hut und Mütze.

Eine Bededungsfrage für das starke Geschlecht.

Von Alexius Beder.

Das Erste, was der Reisende nach Betreten des Coupées zu thun pflegt, besteht darin, daß er den Hut mit der Mütze vertauscht. Der Reisende wenigstens, der es sich gern bequem macht und unterwegs aus irgend einem Grunde nicht gewisse Formen strenger Höflichkeit oder Etikette zu beobachten braucht; denn daß es ein besonderes Vergnügen bereitet, im Coupée stets und beständig den Hut auf dem Kopfe zu tragen, wird so leicht wohl kein Mensch behaupten. Man vermag sich nicht anzulehnen und ist auch sonst auf manche Weise behindert, zumal, wenn man einen ist auch sonst auf manche Weise behindert, zumal, wenn man einen und sich fest wie ein Panzer um die Stirn legen. Hiermit verglichen, muß uns ja die leichte, weiche Mütze geradezu als Erlösung dünken. Vor Allem jedoch ist der Hut — ich meine immer den aus Filz gefertigten, nicht etwa seinen um Vieles lustigeren Verwandten, den durchaus einwandsfreien Strohhut! — meistens so konstruirt, daß der Kopf, der das recht zweifelhafte Glück hat, ihn über sich zu wissen, eine förmliche Badofengluth aushalten muß. Daran ist weder zu rütteln, noch zu deuteln. Ein französischer Forscher hat den Nachweis erbracht, daß sich nach einem Spaziergange, den der Träger eines steifen Filzhutes etwa eine Stunde lang in der Sonne des Hochsommers machte, zwischen Kopf und Bededung die Temperatur bis auf 46 Grad Celsius gesteigert hatte.

Daß der Hut aus der Mütze hervorgegangen — zu dem Schlusse würde man kommen, auch wenn dies nicht hinreichend durch geschichtliche Ueberlieferungen beglaubigt wäre. Das Alterthum verabscheute, ebenso wie noch heute die Völker des Orients, jegliche feste, steife Kopfbededung. Man umwand die Stirn mit einem möglichst weichen Stoff, der einerseits wieder Kälte, andererseits aber auch gegen die Gluth der Sonnenstrahlen den nöthigen Schutz zu gewähren hatte. Die Mode selber hat sich ziemlich getreu im heutigen Turban der Muselmanen erhalten, dessen Zweckmäßigkeit übrigens außerhalb jeden Zweifels steht. Nichtsdestoweniger taucht schon ziemlich früh neben dieser weichen, schmiegsamen Kopfbededungsart auch eine feste, unachgiebige auf. Diese Hüte sollen gewissermaßen als Nachahmung der Ridelhauben, die im Kriege getragen wurden, gegolten haben. Wie diese fand man sie unter dem Kinn fest, in der Farbe richteten sie sich genau nach der gesamten übrigen Kleidung. Im Jahre 1244 führte Papst Innocenz der Vierte den rothen Kardinalshut ein; den ersten Filzhut aber soll Karl der Siebente von Frankreich, der von 1422–61 regierte, getragen haben, als er in Rouen einzog. Kaiser Karl der Fünfte bevorzugte einen kleinen, mit Sammet überzogenen Hut, den er bei Regenwetter besonders zu schützen suchte. Wo es wohl gar in Strömen, so nahm ihn der Herrscher, in dessen Reich die Sonne nicht unterging, vom Kopfe und bot lieber die eigene Stirn dem Unwetter dar. Gleichzeitig etwa waren Hüte aus Wiberfell in Aufschwung gekommen, die gleichfalls sehr hoch im Preise standen. In all diese Kopfbededungen, weß Stoffes und was für einer Form sie auch waren, stückte der Adel gern sein Wappenzeichen. Als letzte wichtige Errungenschaft der gesamten diesbezüglichen Industrie muß schließlich der Seidenhut angesehen werden, der 1760 aus Florenz kam und sofort die größte Beliebtheit gewann.

Für sehr wichtig galt seit jeher die Form des Hutes. Zumal die hohe, runde, also die zylinderähnliche, hat in der Geschichte wiederholt eine Rolle gespielt. Man beging vor ungefähr einem Jahrzehnt die erste Säcularfeier des Zylinderhutes, aber thatsächlich ist er um Vieles älter, als diese Berechnung zugibt. Als sich die Niederlande von der spanischen Gewalttherrschaft zu befreien suchten, war der hohe, steife Hut von rundlicher Form in den blühenden Städten des erstgenannten Reiches schon mehrfach in Gebrauch. Allgemein üblich wurde sie in der Folge bei den Britanern in England und den französischen Hugonotten. Man brauchte unter der Regierung Ludwigs des Vierzehnten nur einen solchen Hut zu tragen, um in den sicheren Verdacht der Ketzerei zu gelangen. Schließlich verschwand er immer mehr, weil er mit der Perücke nicht in Einklang zu bringen war. Es kam die Zeit des Federhutes und des Dreispitzes; der letztere wird historisch bedeutsam, weil er ja die Denkerstirn des Philosophen von Sanssouci im Krieg und Frieden bedeckt hat. Die französische Revolution erschütterte wie alles übrige Bestehende, so auch diese Kopfbededungsmode. Franklin erscheint am Hofe Ludwigs des Sechzehnten und behält bei seinem so denkwürdigen Besuch, dem er dem Nachkommen des „Sonnenkönigs“ macht, den Hut auf dem Kopfe. Und diese Form — er war hoch, allmählich zugespitzt und breitkrämpig — wird nun mit einem Schlage werth-

gehalten als Symbol der Freiheit. Nach und nach erweitert man die Spitze und verfeinert die Kränze der Zylinderhut in fertig. Einmal ins Dasein gerufen, gewinnt er eine Beliebtheit, die nur aus der damaligen politischen Weltlage heraus gedeutet werden kann. Zugleich erklären ihn die höheren Gesellschaftsschichten, die mit dem Umsturz nichts gemein haben mögen, bürgerliche Feindschaft. So verbietet Bar Paul der Erste von Russland das Tragen von Zylinderhüten bei strengster Strafe. Ein englischer Offizier, der diese Kopfbedeckung bei sich führte, wird, obwohl er in dienstlicher Angelegenheit nach St. Petersburg gekommen war, ohne Weiteres in Arrest gebracht und über die Grenze geschafft.

Inzwischen sinkt die Mütze stets mehr und mehr in der allgemeinen Achtung. Nachgerade ist sie denn auch zum Scherbrodel geworden, dem man höchstens noch in der engsten Häuslichkeit ein Plätzchen einräumt. Deffentlich eine Mütze zu tragen, gilt für wenig taktvoll; nur die untersten Stände und die äußerste Armuth bedienen sich ihrer als Kopfbedeckung. Und zu dieser Anschauung hat sich fast das gesamte verfloßene Jahrhundert bekannt. Erschüttert wurde sie erst durch das Vordringen des Sports sowie der durch ihn bedingten Tracht, zu deren notwendigen Bestandtheilen nun einmal die Mütze gehörte. Es war unzweckmäßig und vor Allem nachtheilig in gesundheitlicher Hinsicht, auf dem Nade durch die Welt zu jagen, den Kopf mit einem mehr oder weniger beengenden Hute bedeckt. So wurde die bisher so überbelemmte Mütze mit einem Schläge wieder gesellschaftsfähig. Auch die übrigen Sportarten wollten und konnten vom Hute nichts wissen. Der Tennisspieler in seiner so leichten, lustigen Kleidung, der Fußballschläger in dem steten Hin und Her der so hastigen Bewegungen — sie waren ja doch auf die Mütze geradezu angewiesen! Was man bisher allein dem farbentragenden Studenten gestattet, das wird nun ohne viel Federlesens der sportbegeisterten Jugend in ihrer Gesamtheit eingeräumt. Zugleich bringt der Sinn für praktische und bequeme Kopfbedeckung in immer weitere Gesellschaftsschichten. Deshalb auch im Coupe den Hut tragen, da er doch mit seiner steifen Kränze jedes Ansehen verbietet — oder auf dem Laube und in den Wäldern die Stirn mit einem solchen Jang für die brennende Sonnengluth beschweren? Kurzum, die Lösung für die gesamte Reiseszeit lautet: Fort mit dem Hute!

Daß der an sich leichte und dem Kopfe stete Zufuhr von Luft bietende Stroghut daneben seine volle Kunst beim starken Geschlecht behaupten durfte, braucht wohl kaum ausdrücklich betont zu werden. Es scheint sogar, als ob er von Jahr zu Jahr an Beliebtheit zunimmt. In gesundheitlicher Hinsicht kann er auch wirklich gar nicht hoch genug geschätzt werden; im Hochsommer, wenn die Sonne zumal tüchtig hernieder brennt, schützt er die Stirn noch besser als selbst die aus leichtestem Stoffe verfertigte Mütze. Uebrigens nähert sich die augenblickliche Stroghutmode in Bezug auf die Form auch zähtlich entschieden derjenigen jener Kopfbedeckung; die Beulen und Abplattungen, die Druck- und Querschnitten wollen offenbar den Eindruck erzeugen, als ob zwischen Hut und Mütze jeder Unterschied aus der Welt geschafft sei. Wer kann wissen, was die künfte Mode in Bezug auf Weide für die nächste Zukunft in ihrem Schoß birgt? Der arme Sterbliche wird, wie er dies ja auch bisher stets gethan, sich geduldig fügen und bücken. Ob Hut, ob Mütze, ob die Form so gehalten sein wird oder ob anders — immer bleibt in Kraft was einst vor länger als einem Jahrhundert unser Vellert über die Kopfbedeckung des starken Geschlechts sang:

„Der Erbe ließ ihm nie die vorige Gestalt,

Das Außenwerk war neu, er selbst, der Gut, blieb alt!“ —



Prinz Jerome und Plon-Plon. Viel-Castel erzählt in seinen Erinnerungen folgende amüsante Anekdote vom Prinzen Plon-Plon. Als dessen Vater im Sterben lag, bestand der Prinz Napoleon darauf, ihn noch einmal zu sehen. „Sind Sie nicht die Ruhe Ihres Vaters, Monseigneur,“ sagte ihm Dr. Bayer, der den Prinzen Jerome pflegte, „es wäre unnütz, er würde Sie nicht erkennen.“ Der Prinz ging aber von seinem Wunsche nicht ab und näherte sich dem Bette des Sterbenden. Bei dem Geräusch der Schritte schien der Prinz aus seiner Lethargie zu erwachen. „Ah! Du bist es, mein Capferer!“ („C'est toi, mon brave!“) sagte er mit schwacher Stimme. „Sehen Sie wohl, Monseigneur, Ihr

Vater erkennt Sie nicht!“ flüsterle der Arzt dem Prinzen Plon-Plon zu.

Auf einer Reise durch die Schweiz bemerkte der geniale Zeichner Gustav Doré in einer kleinen Stadt, daß er seinen Paß verloren hatte. Kurz entschlossen meldete er sich beim Bürgermeister und bat um einen neuen, indem er seinen Namen nannte. „Sie geben sich für Gustav Doré aus, und ich habe keinen Grund, daran zu zweifeln,“ sagte der Bürgermeister, „indessen wird es Ihnen nicht schwer fallen, sich noch etwas genauer zu legitimieren. Hier ist Papier und Bleistift; weiteren Materials bedürfen Sie ja nicht!“ Doré trat ans Fenster und schaute auf den Marktplatz hinab, wo Verkäufer von Fischen und Produkten verschiedener Arten ihre Waren feilhielten. Mit wenigen flotten Strichen skizzierte er in seiner charakteristischen Weise einige Bauern, die Kartoffeln verkauften, setzte seinen Namen in die Ecke und überreichte das Blatt dem Bürgermeister. „Ihr Paß ist vollkommen in Ordnung,“ sagte dieser, nachdem er die Zeichnung genauer betrachtet hatte, doch müssen Sie mir gestatten, ihn als Andenken zu behalten und Ihnen dafür einen in üblicherer Form zu geben.“

Ein Gatte zum Whistspielen gesucht. Eine 70 Jahre alte Dame in Washington, leidenschaftliche Whistspielerin, erließ vor kurzem in dortigen Zeitungen eine Anzeige, durch die sie auf „diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege“ einen Lebensgefährten suchte mit der ausdrücklichen Bestimmung, daß der letztere ein ausgezeichneter Whistspieler sein müsse. Auf diese Anzeige hin stellte sich der alte Dame wirklich ein Heiratskandidat vor, mit dem sie, nachdem sie ihn auf seine Fähigkeiten im Whist geprüft und sie als genügend befunden hatte, die Ehe unter folgenden Bedingungen einging: „Der Mann hat die einzige Verpflichtung seiner Gattin gegenüber, mit ihr an jedem Abend, jahraus, jahrein, „Whist en deux“ zu spielen, wofür sie ihm die Zinsen eines 100 000 Dollars betragenden Vermögens und nach ihrem Tode das ganze Kapital zur Verfügung stellt.“ Eine amerikanische Zeitung bemerkt dazu: „Den Mann möchten wir nach fünf Jahren wiedersehen? Nebst den 100 000 Dollars wird sich bis dahin voraussichtlich auch eine gelinde Gehirnverweichung eingestellt haben.“ Trotz der hier eröffneten angenehmen Aussicht glauben wir doch, daß auch in Europa mancher Whistspieler zum Eingehen einer solchen Ehe bereit sein würde.

Edelstun. Zur Zeit der Hungersnot, 1816, wandte Kaiser Franz sich an die reichsten Bürger Wiens, um die allgemeine Noth durch ein Privat-Anlehen zu lindern. Als dem im Jahre 1843 verstorbenen Hofjuwelier Biedermann ebenfalls die Aufforderung zu einer Beteiligung ward, fragte er: „Wieviel verlangt der Kaiser von mir?“ — 300 000 Gulden.“ — „Sie stehen zur Verfügung Seiner Majestät.“ — „Auf wie lange, gegen welche Sicherheit und zu wieviel Prozent?“ — „So lange mein gnädigster Kaiser ihrer bedarf; Sicherheit verlange ich nicht, und da Seine Majestät das Geld aufnimmt, um der allgemeinen Noth damit zu steuern, so leiste ich auf Zinsen Verzicht.“ — Nach etwa einem Jahre erhielt er das Geld zurück mit der Andeutung, sich eine Gnade zu erbitten; ihm war jedoch seine uneigennützigste Menschenfreundlichkeit die größte Belohnung.

Morgenländische Poesie. Das Libanongebirge in Syrien wird von den arabischen Dichtern mehr als irgend ein anderes seiner Naturschönheiten wegen gepriesen. In einem dieser rühmenden Gedichte wird gesagt, daß der Libanon „den Winter auf seinem Haupte trage, auf seinen Schultern den Frühling, in seinem Schoße den Herbst. Der Sommer aber schlummere zu seinen Füßen, am Mittelmeer, und das Rauschen der mächtigen Cedern droben auf der Berge Gipfel singe ihm das Schlummerlied.“ Gewiß ein echt poetisches Bild.

Die Weingärten von Xeres. Das Land, das Xeres umgibt, ist eines der reizendsten auf dem Erdball — das gelobte Land für den Engländer; denn dort wächst sein Lieblingsgetränk, der Sherry, ein Wein, ohne den kein echter Gentleman leben kann. Portwein und Sherry ist das Lösungswort der spleenbegabten Söhne Albions. Süß und feurig, ist dieser Nektar ganz geeignet, ihr etwas schwerfälliges Blut in Feuer zu verwandeln. Die Weingärten und Kellereien dieses glücklichen Distriktes sind ebenso berühmt, wie jene der Champagne in Frankreich, in denen die edle Firma der „Cliquot veuve“ ihr Lager aufgeschlagen; schon mehr als ein königlicher Besuch hat auch jenes Etablissement beehrt. Die Weinreben in den Gärten von Xeres sind in einer herrlichen Umzäunung gehalten; in den Gärten selbst gibt es keinen Gras-halm, kein Unkraut stört das Gedeihen der Reben, deren Anzahl sich auf über 50 000 beläuft. Der Reichtum der Firma „Damecq“ ist unermesslich; der Vorrat von Wein wird allein auf 350 000 Pfd. Sterl. geschätzt, denn in den Kellern von Xeres liegen 1500 Fässer. Aus dem Hauptfaß „Napoleon“ wird die Flasche in Paris mit 60 bis 70 Franks bezahlt; das nächste Faß, an Ehrwürdigkeit des Alters das erste überragend, ist der „Nelson“, das seit der Schlacht bei Trafalgar diesen Namen erhalten hat.

Eigentümliche Sitte. Auf der Älgenischen Halbinsel Mönchgut hat sich neben der seltsamen Landestracht auch noch eine eigentümliche Sitte erhalten, die nämlich, daß das Weib um den Mann, nicht dieser um jenes freit. Eine blaue, vor das Fenster der Hütte gehängte Schürze deutet auf die Heiratslust der darin wohnenden Jungfrau. Die freilebigen Burschen ziehen nun unter gewissen Formalitäten am Fenster vorüber, und die Maid läßt die Schürze fallen, sobald der von ihr Begehrte vorübergerichtet. Etwas lässlich!

Geistesgegenwart. Fürst Leopold von Dessau setzte sich leicht über Sitten und Gebräuche hinweg; desto strenger war er dagegen in allen Dingen, die den Militärdienst betrafen. Oft stand er zur Winterszeit in seinem Zimmer, nur mit einem Hemde bekleidet. In einer solchen Situation trat ein junger Offizier in das Gemach, um dem Fürsten einen Rapport zu machen. Der seltsame Anblick des bärtigen, gebräunten, alten Helden brachte den Offizier so außer Fassung, daß er, dem militärischen Brauch zuwider, seinen Hut abzog. Leopold machte ein zorniges Gesicht, doch der Eingetretene hatte so viel Geistesgegenwart, sich aus der Verlegenheit zu ziehen. Er setzte den Hut wieder auf, sagte kein Wort und verließ das Zimmer, indem er draußen laut seinen Unwillen darüber äußerte, daß er den Feldmarschall nicht gefunden habe. „Man sagte mir doch, er sei im Zimmer; aber da sah ich nur einen alten, schmurbärtigen Bramarbas. Wo mag ihn der Geier hingeführt haben?“ Nach einer Weile, während deren der Fürst sich schnell in die Uniform geworfen hatte, klopfte der Offizier an die Thür, salutierte, nachdem jener „Herein!“ gerufen, in der vorsehftsmäßigen militärischen Weise und erhaltete den Rapport. Der alte Dessauer war ungewöhnlich freundlich und blieb dem Offizier stets gewogen.

Thomas Morus, der Kanzler von England, geboren am 18. April 1480, besaß unter anderen höchst achtungswerten Eigenschaften auch eine unverwundliche Heiterkeit des Geistes, die ihn selbst nicht verließ, als er von seinem tyrannischen Könige Heinrich VIII. in den Kerker geworfen und zum Tode verdammt wurde. Als er auf dem Wege zum Blutgerüst von einem Hoffschranzen geborgtes Geld zurückforderte und dieser die unverschämte Antwort gab: „Memento, morieris“ (Bedenke doch, Du wirst sterben), da entgegnete Morus mit ruhigem Witz: „Ja, ja, memento Mori aeris“ (Denke an das Gold des Morus). Und als er schon das Haupt auf den Block gelegt hatte, schob er noch seinen Bart beiseite mit den Worten: „Du wenigstens bist unschuldig.“ Er starb am 6. Juli 1535.

Gradationen der Trunkenheit. Als Noah, so lautet die Sage, den Weinstock gepflanzt, habe Satan sich eingefunden, ein Schaf, einen Löwen, einen Affen und ein Schwein geschlachtet und mit dem Blut dieser Tiere den Weinstock begossen. Daher sei der Mensch, wenn er zu trinken anfange, sanft wie ein Schaf, dann kühn wie ein Löwe; hierauf verwandle sich sein Mut in die Käppigkeit eines Affen, und zuletzt wälze er sich im Schlamm, wie das Schwein.

Billige Schuhe!

Alle noch vorhandenen

Sommerschuhwaaren

werden zu jedem annehmbaren Preise
ausverkauft.

Schuhwaarenhaus Fiedler,

9 Mauritiusstraße 9.

3513

PATENT

Louis Gollé. Wiesbaden, Rheinstr. 26.

Einmach-Bucker

bei Abnahme von 5 Pfund

Hutzucker . . . 21 Pfg.

gestoss. Zucker . 20 „

Krystall-Zucker . 20 „

Frankfurter Consumhaus

Adam Schneider, 2815

Wellritzstr. 30.

Nerostr. 10.

Flammer's Spise

berühmt durch Güte und Billigkeit, ist die
beste für Wäße und Haus.

Jeder ständige Verbraucher erhält eine

Taschenuhr.

wertvolle, gut gehende Remontoir, mit Sprungdeckel
in schwarzem Stahl mit Goldrand.

geschenkt.

Die gesammelten Einwickelpapiere berechtigen zum Empfang;
man weise daher uneingewickelte Stücke im eigenen
Interesse zurück.

Krämer & Flammer, Heilbronn a. N.

Im letzten Jahre kamen 4635 Uhren zur Verteilung.

HENSER

MINERALBRUNNEN

Ausstellung Düsseldorf 1902:

Goldene Medaille und Staatsmedaille

Hauptniederlagen in Wiesbaden:

H. Roos Nachf., Inh. W. Schupp, 5 Metzgergasse, 5
Fr. Wirth, Taunusstrasse. 998/249

Gewerbe-Akademie, Friedberg a. M.



bei Frankfurt a. M.
Polytechnisches Institut
für Maschinen, Electro-
und Bau-Ingenieure,
sowie für Architekten.

Seminarbeginn: Mitte April u. Ende Oktober. — Programm durch das Sekretariat.

Jurany & Hensel's Nachf.

28 Wilhelmstraße 28

Buch- und Kunsthandlung,

(Telefon 2139)

gegründet 1843.

(Park-Hotel.)

Leihbibliothek, (ca. 32 000 Bände), Journal-

Lesezirkel, Theatertextbücher.

8695

Vorverkauf von Theaterbillets.

Gasthaus „Hohenzollern“, Rüdesheim a. Rh.

Germaniastraße 4.

1595

Gute Küche. — Reine Weine. — Logis, neu eingerichtet. —
Fremdenzimmer. P. J. Winai.

Telephon 3083.

englisch spoken.

Electrische Lichtbäder

in Verbindung mit Thermalbädern

mit neu eingerichteten Ruhezimmern. — Glühlicht
und blaues Licht.

Ärztlich empfohlen gegen: Gicht, Rheumatismus, Jähies,
Fettsucht, Asthma, Neuralgien, Lähmungen, Nervosität, Frauen-
leiden etc.

Eigene starke Kochbrunnen-Quelle im Hause
Thermalbäder à 60 Pfg., im Abonnement billiger.

Badhaus zum goldenen Roß, Goldgasse 7.

3226

Hugo Kupke.

Geschlechtsleiden
speziell hartnäckige, veraltete Fälle behandelt unter
Verschwiegenheit 2085
H. Florack, Mainz, Dintere Bleiche 5, nahe Bahnhof